

Zug in die Steiermark. Nachdem wir zuerst ein paar Reisigzweige auf das Grab von Urgroßvater und Großvater gelegt hatten und sich meine Enttäuschung langsam zu verdichten begann, weil kein Wort mehr über unseren zukünftigen Christbaum gefallen war, sagte Vater, wir würden den Waldweg hinunter nach Redfeld nehmen. Auf der Reise zurück nach Wien saßen wir zufrieden in unseren Sitzen, die Mäntel dampften feucht, die beschlagenen Scheiben ließen die in der Dunkelheit versunkene Landschaft draußen ahnen. Während Vater nach einer Zeit in der Wärme eingeschlafen war, streifte mein Blick zufrieden von seinem entspannten Gesicht mit dem halb geöffneten Mund hinauf zu den grünen Nadelzweigen des über unseren Köpfen im Gepäcknetz verstaubten Baumes, der mit seinem nassen Waldduft das Abteil erfüllte. Am Heiligen Abend stand der Baum in unserem Wohnzimmer, geschmückt mit meinen Bastelarbeiten, mit Engelshaar und weißen Stoffmaschen, die Mutter aus einem alten Leintuch genäht und dann mit Stärke aufgebügelt hatte.

Tags darauf griff ich zaghaft zum Telefonhörer und bemerkte, wie mein Herz schneller zu pochen anfang, während ich einige Zeit dem Freizeichen zuhörte, das sich von dem in England unterschied und mir fremd geworden war, weil ich so lange nicht mehr mit Mutter in Basel telefonierte hatte. Nachdem sie endlich abgehoben und sich mit ihrer dunklen Stimme gemeldet hatte, überlegte ich, den Hörer wieder aufzulegen, aber dann bedankte ich mich für das unerwartete Paket und konnte sie fragen, wie es ihr ginge. Es folgten in den nächsten Wochen zaghafte Gespräche, in denen wir Vaters Tod und die Zwillinge ausklammerten. Ich bemühte mich, Mutter mit anderen Augen zu sehen, und wenn ich daran dachte, wie sie aufgewachsen war und was sie in den letzten Jahrzehnten alles erlebt hatte, gelang mir das auch in Ansätzen. Ich war doch froh, sie wieder in meinem Leben zu haben, nach der Zeit des Schweigens zwischen uns, in der ich mir jegliche Erinnerungen an meine Kindheit verboten hatte. Ich wollte über viele Jahre nicht mit den dunklen Zeiten in Berührung kommen, die mit dem Unfall von Vater und seinem Tod verbunden waren. Durch die wiederholten Telefongespräche mit Mutter tauchte gerade diese Zeit wieder auf, und ich machte stichwortartige Notizen zu einzelnen Szenen, an die ich lange nicht gedacht hatte. Da waren auf ein Mal wieder meine grünen Wanderhosen, von Mutter genäht, und die roten Strickstrümpfe, die Tante Else aus einem Wollwarengeschäft im ersten Bezirk mitgebracht hatte, zusammen mit dem weißrot karierten Hemd. Vater hatte damals behauptet, ich sähe aus wie Peter Roseggers »Waldbauernbub«, das Buch mit diesem Titel ist bei uns in der Bibliothek im Wohnzimmer gestanden, es beschrieb eine ländliche längst

vergangene Idylle. Daneben stand Paula Wallischs »Ein Held stirbt«, ein Bericht über die Flucht und Gefangennahme ihres Mannes, eines Arbeiterführers, der nach dem Februaraufstand 1934 standrechtlich gehenkt worden war. Darin wurden die sozialen und politischen Gegensätze im obersteirischen Industriegebiet beschrieben. Beide Bücher hielt Vater in Ehren, wobei er sich über Rosegger mit seinem Bauernkitsch, wie er es nannte, durchaus lustig machen konnte, doch erinnerten sie ihn an die Landschaft, in der er aufgewachsen war und an seine Familie, die im Arbeiterstreik des Jahres 1934 auseinandergerissen worden war. Mutter wollte für mich in diesen Jahren ein Dirndl nähen, aber Vater war böse geworden, weil er diese österreichisch nationale Verblendung, wie er sie nannte, nicht in seiner Familie sehen wollte. Diesen Unfug mit den Trachten hätten die Austrofaschisten in den Dreißigerjahren als Uniformersatz eingeführt. Von dieser Vorstellung war Vater nicht abzubringen gewesen. Mutter hat mir dann ein anderes Kleid aus alter Bettwäsche genäht, ein weißes mit Spitzen durchwirktes Stück, das mir gut gefiel, aber ich konnte es nirgends anziehen, weil es übertrieben festlich wirkte. Wie ein Brautkleid fast, was mich, als mir das meine Freundin Klara einmal sagte, erst recht davon abhielt, es zu tragen.

Mutter und ich sind damals kurz vor Vaters Tod zusammen in eine kleine Wohnung gezogen, zwei Zimmer waren es und eine Küche mit Blick in den Hinterhof. Ein Zimmer für mich, das andere so etwas wie ein Wohnzimmer, in dem sie abends, wenn ich schon im Bett war, das Sofa auszog, um dort zu schlafen. In der engen Küche war gerade zu zweit am Tisch Platz und beim Frühstück konnten wir den grauen zerrupften Tauben zusehen, die auf dem Dach des halb verfallenen Hinterhofhäuschens herumturtelten. Dieses den ganzen Tag hörbare monotone Gru-Gru fand ich tröstlos. Vater war in der alten Wohnung geblieben, und ich verstand nicht, warum wir ihn dort allein ließen. Fast täglich besuchte ich ihn, abwechselnd mit Mutter, um das Essen vorbeizubringen, und war oft erleichtert, wenn ich nach meinen Besuchen wieder weggehen konnte, auch wenn mich deshalb ein schlechtes Gewissen plagte. Noch heute glaube ich, Vater hätte weitergelebt, wenn Mutter und ich damals geblieben wären und für ihn gesorgt hätten. Sie hatte mich vor dem Auszug nie gefragt, ob ich mit ihr gehen wollte oder lieber bei Vater geblieben wäre.

Mutter ist in der gemeinsamen Wohnung im Speiser-Hof oft am Fenster gesessen und hat, den Blick starr auf die dunklen Umrisse der Bäume gerichtet, geweint, weil Vater nicht viel essen wollte und früh zu Bett ging, einfach die Tür

hinter sich schloss, mit einem knappen »Schlaf gut«. In den Nächten habe ich ihn immer wieder laut poltern gehört, und dachte, die Eltern würden streiten, aber wenn ich dann aufsprang, um an der Schlafzimmertüre zu horchen, stand Vater auf dem Balkon mit einer Zigarette in der Hand und gab mit leiser Stimme zu verstehen, ich solle mich wieder hinlegen, er habe schlecht geträumt, das sei alles. Einmal musste der Arzt kommen, gab Vater eine Spritze und verließ mit ratlosem Gesichtsausdruck die Wohnung. Ich war oft wach, um in die Dunkelheit zu lauschen, ob Vater noch da war, ob Mutter noch da war, denn mich plagte die Phantasie, beide könnten verschwinden und mich allein lassen, nachdem seit Vaters Unfall alles anders geworden war. Ich wünschte mir damals jemanden, mit dem ich hätte reden können, eine Schwester vielleicht, die mich in den Arm genommen und gesagt hätte, ich bräuchte mir keine Sorgen zu machen, alles würde wieder wie früher werden. Mutter tat das nie.

Seit dem Einzug in die neue Wohnung fiel es mir schwer, mich zu konzentrieren, ich saß in der Schule in der letzten Bank und starrte aus dem Fenster, ohne dort wirklich etwas wahrzunehmen, konnte auch dem Vortrag der Lehrer kaum folgen und dachte an zu Hause. Die Freunde luden mich immer seltener zu sich ein, keiner wusste so richtig, was mit mir los war, und ich konnte nicht darüber sprechen. Einzig Tante Anna fragte mich oft, ob ich am Abend mit ihr eine Geschichte lesen oder Karten spielen wolle. Das verband sie mit der Bitte, ich solle einer alten Frau doch ein wenig die Zeit vertreiben. Wer da wem die Zeit vertrieb, das wusste ich bald, und ich war dankbar, dass ich bei ihr sein durfte. Tante Anna ist lange tot, und wenn ich heute in der Gegend des Zentralfriedhofs bin, besuche ich sie, bleibe eine Weile auf einer Marmorbank unter einer alten Thuja mit Sicht auf ihr Grab sitzen. Nachdem ich mich umgesehen habe, ob jemand in der Nähe ist, singe ich ein Lied und bete ein Vaterunser für sie. Das tue ich sonst nie, aber das Beten gehörte zu Tante Anna wie der Geruch nach Honig und Rosenwasser. Wir hatten immer, wenn ich bei ihr schlief, gemeinsam vor dem Bett gekniet und ein Abendgebet gesprochen, den Blick gerichtet auf ein Jesusbild an der Wand, mit dornengekröntem Herzen vor seiner Brust. Außer einem verblassten Blumenstrauß aus Plastik, der aller Wahrscheinlichkeit nach von Annas einziger Nichte, Charlotte aus Wiener Neustadt, stammt, habe ich nie Schmuck oder Kerzen auf dem mit Immergrün bedeckten Grab gesehen.

Vor dem Frühstück gehe ich in den Garten, der nach dem nächtlichen Regen in intensiven Farben leuchtet. Es ist einer dieser warmen Tage, an denen man draußen arbeiten kann. Ich wohne gern in der alten Fabrik, in die Phillip und

ich vor ein paar Jahren mit einigen Leuten eingezogen sind. Wir haben lange gesucht und durch einen befreundeten Architekten sind wir auf Personen aufmerksam gemacht worden, die sich mit der Umnutzung alter Fabrikgelände beschäftigten. Nach anfänglicher Skepsis, wegen der stillgelegten Industriebetriebe in unmittelbarer Nähe, fand ich heraus, dass die Stadtverwaltung im Hinterland der ehemaligen Docks, die aufwendig zu Wohnhäusern ausgebaut worden waren, weitere Siedlungen plante, das versprach für die Zukunft eine lebendigere Nachbarschaft. Die Aussicht auf einen großen Garten war für mich die Erfüllung der lange gehegten Hoffnung, eines Tages Gemüse und Blumen selbst zu ziehen. Es war eine Art des Nachhausekommens, weil ich mich an die Zeit im Schrebergarten erinnerte, die ich mit Vater beim Gießen der Salatpflanzen im Mai, beim Kartoffelkäfersammeln, beim Binden der Tomaten an die von ihm eigens dafür gespitzten Stöcke aus Haselnusszweigen, verbracht habe. Als wir nach der anstrengenden Zeit des Umbaus mit ständigen Verzögerungen endlich nach zwei Jahren einziehen konnten, wollten wir eine Familie gründen, doch ich wurde nicht schwanger. Nach langwierigen medizinischen Abklärungen entschlossen Phillip und ich uns zu einer künstlichen Befruchtung. Als ich Mutter von der Schwangerschaft während einem ihrer Londonbesuche erzählte, strahlte sie über das ganze Gesicht, bis die Sprache auf die Methode kam, die ich in Anspruch genommen hatte. Ich war damals entsetzt über die Härte von Mutters Urteil. »Wenn man nicht von selbst schwanger wird, dann soll es nicht sein. Bist du nicht zu alt, um Mutter zu werden?« Ich schwieg und ignorierte ihre Bemerkung zunächst. Als Mutter dann später nach der Fehlgeburt der Zwillingmädchen ins Krankenhaus kam und mir als Erstes ins Gesicht sagte »Du armes Kind. Das Schicksal hat entschieden. Es wird alles seine Richtigkeit haben«, konnte ich zunächst nichts erwidern. Ich bat sie damals, abzureisen und mich in Ruhe zu lassen, weigerte mich anschließend, ihre Anrufe entgegenzunehmen oder auf ihre Briefe zu antworten, bis sie mir dann zwei Jahre später das Paket mit dem Weihnachtsschmuck schickte.

Wien Juli 1966

... die Wipfel der Zypressen, auf die Max seinen Blick gerichtet hatte, schwankten im Wind, der einen Duft von Fisch und Algen mit sich trug. Unten im Hafen des Dorfes schaukelten die alten Fischerboote in den Wellen hinter der Mole unruhig auf und ab. Ein Junge in zerlumpten grauen Hosen und schmutzigem weißem Hemd machte sich an den Netzen zu schaffen. Sonst war niemand zu sehen. Vor dem Lebensmittelladen am Ende der geduckten Häuserreihe, die den Hafen einrahmte, stand schräg gegenüber der Eingangstüre ein Motorrad der Deutschen Wehrmacht mit Beiwagen geparkt. Unterbrochen vom Rauschen des Windes in den Bäumen hörte Max verwaschene Geräusche zu seinem Standplatz heraufdringen. Er hielt das Gewehr im Anschlag. Aus dem Laden kamen Stimmen, die immer lauter wurden. Plötzlich ertönte der spitze Schrei einer Frau. Der Junge an der Mole ließ die Netze fallen und lief davon, drückte sich in einen der schmalen Gasseneingänge, um den Blick noch einmal in Richtung des Ladens zu werfen, dann verschwand er hinter einem Haus. Vom oberen Ende des Dorfes, das dicht an einen Abhang gedrängt lag, hörte Max das tosende Brummen weiterer Motorräder. Der Lärm brach sich mehrmals an den Mauern der Vorhöfe und Häuser. Er kündigte die Ankunft des Konvois an, dessen erstes Fahrzeug auf dem Vorplatz zwischen den Gebäuden und der Hafenummauer hielt. Ein älterer kleinwüchsiger Mann mit Bart in einem schwarzen abgetragenen Anzug streckte seine Hände in die Höhe, hinter ihm stolperte eine Frau in einem schwarzen Kleid, das Kopftuch unter dem Kinn geknotet. Der Soldat, der beide mit der Geste seines Gewehrs und einer deutlichen Kopfbewegung vor sich her trieb, schrie etwas in lautem Befehlston. Der alte Mann begann zu laufen. Als sich der Soldat von ihm wendete, bog er um die nächste Häusercke. Ein Schuss fiel. Die Frau im schwarzen Kleid sank zu Boden. Der Soldat blickte zu Max hinauf ...

Max setzte sich im Bett auf, er war von seinem Schrei erwacht, das Nachthemd klebte schweißnass an seinen Schulterblättern. Durch das offene Fenster drang das Quietschen entfernter Eisenbahnwaggons an den Weichen der Einfahrtstrecke zum Bahnhof. Er starrte an die von den Straßenlaternen erleuchtete Zimmerdecke und im selben Moment war er sich nicht sicher, ob er sich in Griechenland befand oder in der Wohnung in Wien. Max betrachtete die